

Kommentare aus Museen

Martin Schmidt

(Kommentar zum Fragebogen 1995
wurde nach Publikation der Auswertung 1996 überarbeitet)

Der Fragebogen ist erheblich denkmalpflegebezogen, sodaß er für das Ausbildungsprofil von Museumsmitarbeitern eigentlich recht wenig hergibt. Schon gar nicht für die rare Spezies eines Wissenschaftlers in einem Archäologischen Freilichtmuseum (vgl. dazu AHRENS 1994). Gerade in unserem Museum, dessen zeitlicher Rahmen vom Spätpaläolithikum bis in das frühe Mittelalter reicht, sind eher Generalisten gefragt. In einem Museum, in dem nur eine Epoche gezeigt wird, sieht das aber schon wieder ganz anders aus. Je größer ein Museum, desto spezialisierter können und müssen die einzelnen Wissenschaftler sein.

Was die vielen Fragen zu Grabungen und Geländetätigkeiten angeht, ist hier aus Sicht eines Freilichtmuseums zu sagen, daß der Bewerber eigentlich nur wissen muß, wie's geht und welche Probleme bei den vielfältigen Quellengewinnungstätigkeiten auftauchen, um publiziertes, aber auch unpubliziertes Material werten zu können.

Vielfältige Kenntnisse in verschiedenen Hilfswissenschaften sind wünschenswert, eigentlich zwingend notwendig: Paläoethnobotanik, Ethnologie, Volkskunde u. a. m. Daneben sind aber auch noch eine Reihe anderer Kenntnisse notwendig, die von der Pressearbeit über Lobbyistentätigkeiten bis zu Verwaltungsaufgaben reichen und vielleicht am besten mit den Begriffen "Museologie und/oder Museumsmanagement" umschrieben werden. Solide handwerkliche und technische Fertigkeiten sind beinahe unabdingbar. Je kleiner nun das Museum ist, desto höher sind letztlich die Ansprüche, weil immer mehr Aufgaben auf immer weniger (i. d. R. eine) Personen abgeladen werden. Gefragt ist also eine solide Mischung aus Kultur- bzw. Museumsmanager und Humboldt. Aber wer kann das schon leisten?

Obwohl berufspraktisch fast nur im Museum tätig, seien dennoch einige allgemeine Anmerkungen zur Ausbildung im Fach erlaubt:

Wie wird man Denkmalpfleger oder Museumsmitarbeiter oder -leiter? Ganz einfach! Studieren, Abschluß machen, bewerben, eingestellt werden. Ja und dann ist man eben Denkmalpfleger oder sonst was. Auch wenn man z. B. in Frankfurt/Main studiert hat, wo laut Prüfungsordnung (meine Prüfung 1990) nicht ein Tag Grabungserfahrung erforderlich ist, darf man dann Kraft Amtes sogar Grabungstechniker ausbilden.

Den Kritikpunkten zur Qualifikation von Denkmalpflegern von R. DIETRICH (1994) ist sicher nur beizupflichten. In den anderen Berufsfeldern sieht es nicht anders aus. Was tun? Zunächst müßte erheblich praxisnäher an den Universitäten ausgebildet werden. Die zu vermittelnden Inhalte, gemeint sind hier auch die Nebenfächer, sollten auch auf die späteren Berufsfelder oder zumindest allgemein auf das Hauptfach ausgerichtet sein. Ein Geologieseminar über das "Quartär Norddeutschlands" ist allemal nützlicher als eines über die "Oligozäne Kleintierfauna in der Mongolei". Berufsbezogene Seminarthemen zu Verwaltungs- und Haushaltsfragen, zu Denkmalrecht, Ausstellungskonzeption, Publikation (bei den Frankfurter Bodenkundlern mußten die Referate druckfertig abgeliefert werden!) usw. usw. sollten angeboten werden. Dies muß nicht unbedingt im akademisch Rahmen geschehen, sondern hier sollte man sich die Kenntnisse und Möglichkeiten von benachbarten Museen und anderen Institutionen zu Nutze machen. Durch den verstärkten Einsatz von Lehrbeauftragten ließe sich das Angebot an den Universitäten mit relativ wenig Aufwand erheblich erweitern. Es spricht doch wirklich nichts dagegen, viel mehr Verwaltungsfachleute, Museumsmitarbeiter, Denkmalpfleger, Doktoranden und andere Spezialisten in die universitäre Lehre einzubinden als das bislang geschieht.

Selbstverständlich darf und soll die Ausbildung nicht in einen Praktizismus ausarten, der sich verschiedentlich anzudeuten scheint. Wenn das Fachwissen letztlich auf Faltblattniveau beschränkt bleibt, sollte man sich nicht mehr der Mühe eines Fachstudiums unterziehen, sondern gleich in ein generelles Kulturmanagementstudium oder in andere Tätigkeiten eintreten. Nicht zu bestreiten ist jedoch, daß unsere bisherige Ausbildungsstruktur schon allein deshalb nicht mehr haltbar ist, weil die Flut der zu verarbeitenden Informationen exponentiell steigt. Es wird offensichtlich immer schwieriger, zwischen Wissbarem und Wissenswertem zu unterscheiden. Die moderne Technik hat zwar das institutionalisierte Druckmittel "Publikationsmöglichkeit" wegfällen lassen, ob aber wirklich alles publiziert werden muß, was derzeit auf den Markt kommt, mag doch sehr bezweifelt werden.¹ Günter SMOLLA erzählte uns Frankfurter Studierenden, daß er während seiner Studienzeit die gesamte Institutsbibliothek gelesen habe. Es waren auch nur einige hundert Bände. Karl Josef NARR berichtete in Münster, daß die Bonner Bibliothek zu seinem Studienabschluß gut 3.000 Bände umfaßt hat. Heute steht der Anfänger selbst in kleinen Instituten vor 30.000 Büchern oder mehr. Was nutzt also die ganze vielbeschworene Freiheit des Studiums, wenn kaum noch Hilfen zur Durchdringung dieses Informationsgebirges geleistet werden. Die Züchtung höchstspezialisierter Monomanen sollte wohl kaum unser Ziel sein. Denn *"trotzdem muß die Zusammenschau immer wieder aufs Neue gewagt werden; schon damit die Einzelforschung sich - bei aller sachlichen Richtigkeit und Notwendigkeit - nicht in chaotische Richtungslosigkeit übersteigerten Spezialistentums verliert"* (SMOLLA 1960, 120).

Die allgemeine Diskussion geht schließlich in Richtung auf Verkürzung der Studienzeiten. Bleiben wir bei unserem bestehenden System, wäre eher die Verlängerung auf 15 bis 20 Semester Regelstudienzeit angebracht. In der ZEIT fand sich einmal der schöne Satz von der *"professoralen Verantwortung im Umgang mit studentischer Lebenszeit"*. Statt aufwendiger wissenschaftlicher Groß-Projekte (die dann - trotz horrend hoher Kosten - häufig auch nur fragmentarisch publiziert werden), sollten einmal viele Millionen für den Aufbau eines für jeden zugänglichen Informationssystems ausgegeben werden. DYABOLA des DAI ist da zwar ein lobenswerter Ansatz, ist aber in der Anschaffung erheblich überteuert und wenig komfortabel. Oder hat irgendwer Angst, den Wissensvorsprung zu verlieren, der durch das Sonderdruckwesen und das gängige Informationsnetzwerk bisher gewährleistet wird?

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Universitäten keine abgeschlossene Ausbildung

für die diversen Berufsbilder leisten können und auch nicht müssen. Es geht hier im Wesentlichen um die Vermittlung von Grundlagen, die überlebensnotwendig für das spätere Berufsleben sind. Zu behaupten, man könne oder gar müsse sich in der Universität auf eine rein wissenschaftliche Ausbildung beschränken, zeugt doch von einer nicht unerheblichen Weltfremdheit. Gelegentlich wird betont, daß die praxisorientierte Ausbildung eigentlich durch Referendariate (wie DIETRICH sie z. B. fordert) oder Volontariate geleistet werden sollte. Ein "Trainee on the Job" gehört in der Wirtschaft regelhaft für Universitätsabsolventen an den Beginn der Karriere. Es bleibt aber zu bemängeln, daß die Volontärausbildung in Museen und in der Denkmalpflege vielfach zu Wünschen übrig läßt (jedenfalls nach meinem Kenntnisstand, neue Umfrage der DGUF?). Viel zu oft heißt es einfach "ach machen sie mal..." Es ist auch vorgekommen, daß der Volontär sein eigener Abteilungsleiter war, weil es gar keinen Archäologen mehr im Hause gab. (So vor einigen Jahren im LM Darmstadt gesehen). Oftmals drängt sich der Eindruck auf, man suche nur billige Lohnsklaven, die, nachdem sie ihr "up to date"-Wissen abgeliefert haben, gleich wieder entsorgt werden. Aber bitte nur mit Promotion! Wozu aber dann ein **M**inderwertiger **A**bschluß, der heutzutage meist erheblich umfangreicher ist als früher so manche Dissertation? Eine Ausbildungsordnung, wie sie seit einigen Jahren für Grabungstechniker besteht, sollte wohl für die wissenschaftlichen Berufsfelder ebenso möglich sein. Eigentlich war der Magister ja einmal für die "Praktiker" gedacht, die Dissertation sollte dann am Anfang einer akademischen Karriere stehen. Aber wer nimmt schon einen Magister ernst? Das geschieht selten, weder im Fach als auch in der Öffentlichkeit ("Sie sind Magister, also Lehrer oder was?").

Trotz aller Kritik darf nicht vergessen werden, daß nicht immer nur die anderen oder "die da oben" die alleinigen Schuldigen sind. Mir persönlich (mit gerade 35 Jahren fühle ich mich manchmal wie ein Fossil) scheint es immer mehr, daß die Eigeninitiative der Studenten schwer nachläßt. Man reißt seine Pflichtscheine runter, hakt die Pflichtgrabung und Exkursion ab und das war es dann. Studienortwechsel, Auslandsgrabung oder gar nur Grabungen in unterschiedlichen Regionen Deutschlands werden möglichst vermieden. Museumspraktikum? "Ach nee keinen Bock". Fehlendes Geld ist sicher ein gewichtiges Problem, kann aber als Entschuldigung nicht ausreichen. Man kann z. B. auf Grabungen auch Geld verdienen (ist doch besser als Taxifahren oder Kellnern). Die gähnende Leere vor und nach den Seminaren in den Instituten ist erschreckend. Symptomatisch eine Begebenheit im Frankfurter Seminar: "Was lieste denn da?" "Neoli-

thikum in Bulgarien" "Ach machste 'n Referat?" "Nee, es interessiert mich einfach". Fassungsloses Staunen bei der fragenden Person ...

Wie schrieb K.J. NARR 1980 in seinem Merkblatt "Literatur zur Einführung und zur Gewinnung einer Übersicht": "Wer die Arbeit, die vielleicht noch am Nachmittag zu Ende gehen soll, auf fünf Tage in der Woche beschränken will, möge sich rechtzeitig einen anderen Beruf suchen. Auf Fortschritt und Vermehrung der Kenntnisse gerichtete wissenschaftliche Tätigkeit und 40-Stunden-Woche vertragen sich nicht miteinander!" Was man/frau nicht in der offiziellen Ausbildung lernt, muß - selbst beim besten denkbaren Ausbildungssystem - auch durch private Initiative ausgeglichen bzw. ergänzt werden. Ausschlaggebend für meine Einstellung als Museumsleiter waren all die Qualifikationen, die ich mir neben dem Studium selbständig erworben habe, sodaß ich als Magister sogar einigen Doktores vorgezogen wurde.

Ein Freund, der im oberen Management eines großen deutschen Lebensmittelkonzernes tätig ist, bemerkte zu diesem Thema, daß es in der Wirtschaft weniger auf die Abschlußnote ankommt denn auf die Erkennbarkeit von Engagement gerade auch im außerberuflichen Leben. Jemand, der sich in seiner Freizeit engagiert, komplexe Hobbys hat usw. bietet zunächst - so die Erfahrung - mehr Gewähr dafür, den Belastungen und Unwägbarkeiten des Berufsalltages gewachsen zu sein als ein gut benoteter Spezialist, der aber im Notfall versagt, weil es nicht lehrbuchmäßig zugeht.

Wie nun die Änderungen der Ausbildung im Detail auch immer aussehen werden, eine gründliche Reform ist dringend vonnöten. Dabei wäre es aber fatal, mit Reformen zu warten, bis die ultimative Lösung gefunden ist. Dann wird sich in den nächsten einhundert Jahren nichts ändern, falls es dann unser Fach überhaupt noch geben sollte. Hier sind definitiv zunächst die Hochschulen gefragt. Ein Problem scheint für die Hochschullehrer zu sein, daß andere Ausbildungsstrukturen weniger Zeit für die eigenen wissenschaftlichen Interessen lassen. Unser damaliger Frankfurter Bodenkundeprofessor PLASS hat seine eigene wissenschaftliche Karriere hinter die Ausbildung seiner Studenten zurückgestellt. Mit dem großen Erfolg, daß seine Kandidaten i. d. R. gesuchte und gern genommene Bewerber um die raren Stellen waren!

Meiner Auffassung nach sollte es zunächst schon reichen, ein breit angelegtes, vollständig verschultes und sehr streng organisiertes Grundstudium einzuführen. Die anschließende Zwischenprüfung ist dann nämlich nicht die manchmal beklagte Schikane, sondern wie K.J. NARR es in seinen "Gedanken zu einer Studienordnung" (Flugblatt Universität Münster ca. 1980) schrieb: "...ein Angebot zur Selbstkontrolle".

Lieber ein schnelles Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. So sollte man dann in der Lage sein, in der vielbeschworenen Freiheit sein Hauptstudium, den persönlichen Interessen folgend, sinnvoll zu gestalten. Oder eben früh genug zu erkennen, daß man doch besser etwas anderes machen sollte. Beim gegenwärtigen System ist die Ausrichtung des Studiums eher zufällig und hängt zumeist nur davon ab, wo man gerade hingeraht ist. Die ersten Semester werden heutzutage gern unverschuldet (mehr oder minder) verschwendet. Wie war noch meine Studienberatung... "Ja was bieten wir denn so an im nächsten Semester... ach machen Sie doch einfach wozu sie Lust haben, schauen Sie überall 'mal rein...'"

Je effizienter und qualitätsvoller unsere Ausbildung ist, desto mehr Zeit bleibt für die eigentlichen Aufgaben. Wie sollen wir der Öffentlichkeit klar machen, daß sie Millionen in ein Fach und seine Vertreter investieren soll, die ihre Ergebnisse weder popularisieren können, noch für praktische Tätigkeiten kaum oder gar nicht ausgebildet sind, aber gut verdienen wollen ("für BAT III geh' ich nicht los..."). Das hat mit moderner Jammerei und Populismus nichts zu tun, die Inhalte können wir immer noch selber bestimmen! Günter SMOLLA (1993, 383) schrieb vor kurzem: "Im Verlaufe eines solchen Forschungsprozesses, dessen Frühstadium wir hier in Mannheim erleben konnten, werden wir auch die Frage nach der Legitimation unseres Tuns vor einer breiteren Öffentlichkeit deutlicher beantworten können. (Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte dieser Satz für die meisten "Bildungsbürger" wie eine Gotteslästerung geklungen.) Aber nicht nur wir müssen uns fragen, warum wir uns der Forschung verschrieben haben, wir müssen auch dem Außenstehenden begründen, warum wir es "hauptamtlich" tun müssen. Natürlich gibt es viele Argumente verschiedener Überzeugungskraft. Der 'Ötzi', die Saurier und überzeugend auftretende Wissenschaftsfunktionäre werden uns in nächster Zeit helfen. Wenn wir uns aber - bei allen notwendigen Verbindungen zu vielen Naturwissenschaften - im Ziel als historische Geisteswissenschaft verstehen, dann ist das Legitimationskriterium auf längere Dauer auch für uns - wie es der Philosoph Rothacker schon 1926 formulierte: die - geistige - Fruchtbarkeit. Darüber sollten wir nachzudenken beginnen."

Verfolgt man die bisherige Diskussion um die Ausbildung, so steht leider zu befürchten, daß sich nur wenig, zu wenig ändern wird. Wir sollten uns die Fäden nicht aus der Hand nehmen lassen, denn mittlerweile fängt die Gesellschaft an, uns zu evaluieren. Was die externe Evaluation der Bodendenkmalpflege in Baden-Württemberg (PLANCK 1995) ergeben hat, ist

bislang noch nicht publiziert, aber der Etat tendiert dort 1997 gegen Null. Die Institute an der Universität in Rostock und an der Freien Universität in Berlin sollen geschlossen werden...

Anmerkung

1 Vgl. dazu die umfangreiche Dokumentation des "Wissenschaftlichen Kolloquiums 'Publikationen in der Archäologie/Bodendenkmalpflege' anlässlich der Jahrestagung des Verbandes der Landesarchäologen am 25. April 1995 in Paderborn" im Archäol. Nachr.bl. 1, 1996, 2, 135-188.

Literatur

- AHRENS, C. (1994) Anmerkungen zu archäologischen Freilichtmuseen. In: EBERHART, H., HÄNSEL, B. & V.H. PÖTTLER (Hrsg.) *Bewährtes Bewahren - Neues Gestalten. FS für V.H. Pöttler. Schriftenreihe der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Bd. 5.* Trautenfels 1994, 81-87.
- DIETRICH, R. (1994) Praxisbezug der vor- und frühgeschichtlichen Ausbildung. *Arch. Inf.* 17/2, 1994, 203-207.
- PLANCK, D. (1995) Editorial. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes* 2, 1995, 37-38.
- SMOLLA, G. (1960) Neolithische Kulturererscheinungen. *Antiquitas, Reihe 2, Bd. 3.* Bonn 1960.
- SMOLLA, G. (1993) Einige Schlußbemerkungen zum Symposium Ethnoarchäologie, Mannheim 1993. *Ethnogr. Arch. Zeitschr.* 34, 1993, 380-384.

Martin Schmidt M.A.

Museumsleiter

Archäologisches Freilichtmuseum Oerlinghausen

Am Barkhauser Berg 2-6

D - 33813 Oerlinghausen

Tel./FAX 05202/2220